Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 61 (1971)

Artikel: Ein Gespräch über Popmusik

Autor: Ramseyer, Urs

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1004236

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Gespräch über Popmusik

Der vorausgehende Beitrag von E. Strübin hat uns veranlaßt, auf die Gefahr hin, einer bloßen Modeströmung nachzujagen, einige Fragen über die sog. Popmusik an Herrn Dr. Urs Ramseyer zu richten; er betreut am Basler Museum für Völkerkunde die Sparte der Musikethnologie und referiert zudem seit Jahren in der Basler Presse über Jazz und Pop. Ty

Ty: Der Musikologe Walter Deutsch hat 1963[1] festgestellt, die österreichische «Volksmusik» sei in eine Krise geraten, weil die moderne Kunstmusik im Unterschied zur älteren keine Anregung mehr bieten könne, und so seien die «Wienerlieder» ganz im Klischee erstarrt. Nun hat sich auch in unserem Lande bei der jüngsten Generation ein völlig neuer Stil durchgesetzt, der offenbar nicht von den verschiedenen Strömungen der modernen Kunstmusik beeinflußt ist. Sehe ich das richtig?

R.: Wiener Walzer und Operette standen dem «Schlager» sehr nahe; beeindruckt und überschattet vom Glanze höfischen Lebens, übernahm das Wiener Volk die eingängigen Melodien mühelos. Die erwähnte Erstarrung im Klischee erklärt sich soziologisch ohne weiteres aus dem Absterben des «Gattungsträgers». – Popmusik («Pop» ist aus englisch «popular» verkürzt) will eine neue Volksmusik sein; sie ist seit der Mitte der fünfziger Jahre (seit dem Auftreten Elvis Presleys) und vor allem seit den Beatles im vergangenen Jahrzehnt zur Welt-Volksmusik der jüngeren Generation, der 15–35jährigen, geworden. Mit den traditionellen Kategorien des Volkslieds kommt man dem Phänomen nicht mehr bei. Dank den modernen Verkehrsmitteln und den technischen Möglichkeiten der heutigen Massenkommunikationsmittel erreichte die Popmusik in kürzester Zeit die entferntesten Länder der Erde. Musikalisch ist sie nach allen Seiten offen, auch nach der modernen Kunstmusik hin. Man darf sie als gewaltiges Mosaik bezeichnen, das kein einziges musikalisches Element, das je erklungen ist, ausschließt.

Ty: Parallel zur Popbegeisterung geht der wohlbekannte Wandel in der äußeren Aufmachung der Jugendlichen. Ist es richtig, das verbindende Element in der Provokation zu sehen?

R.: Ein großer Teil der Jugend versteht die Popmusik als Mittel der Solidarisierung, das es erlaubt, Proteste, Ängste und Freuden auszudrücken. Am Anfang stand tatsächlich die Provokation. Aus einem Bedürfnis nach Identifikation heraus gab man sich anfänglich eine Uniform, welche «Konsumverzicht» dokumentieren und sich gegen ein unglaubwürdiges System und seine Vertreter richten sollte. Heute ist diese Uniform bereits

[1] Walter Deutsch, Das «neue» Wienerlied seit 1945, in: Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes 12 (1963) 17ff.

zum Modeartikel eben dieses Systems geworden; sie wird von Millionen junger Leute getragen, die weltanschaulich nicht viel mehr als ihr Jungsein gemeinsam haben.

Ty: Im amerikanischen Film «Woodstock» wurde das «weltanschauliche Gewicht» der neuen «Volksmusik» überdeutlich demonstriert.

R.: Das Festival von Woodstock (1968) war Höhepunkt und zugleich Abschluß der weltanschaulichen Phase der neuen «Jugendbewegung». Man lebte drei Tage lang von «Vibrations», wie man die spürbar geladene Atmosphäre damals nannte, und fühlte sich unter dem einigenden Einfluß der Rock-Musik (Rock ist der in den USA gebräuchliche Begriff für die neuere Popmusik) als Kern einer neuen Nation. Schon wenig später brach an kommerziell aufgezogenen weiteren Festivals diese «Nation» auseinander; es bildeten sich Splittergruppen: Hippies und Mitläufer, politische Radikale, Poptouristen und Rauschgiftkonsumenten.

Ty: Ist es eine Reverenz vor Beethovens «Sendungsbewußtsein», wenn mindestens zwei «Hits» mit Partien aus seinen Sinfonien (1. Satz der 5. und 4. Satz der 9. Sinfonie) beginnen? Als musikalische Witze im Stil von «Play Bach» kam mir das jedenfalls nicht vor, und das gilt wohl auch für die Verwendung gregorianischer Musik samt dem geistlichen Text.

R.: Solche Anleihen gehören in den bereits erwähnten Prozeß, alle nur denkbare Musik zu verwerten. Bei Pink Floyd, um ein Beispiel zu nennen, einer auch von den Kunstmusikern ernst genommenen englischen Gruppe, gehen Stockhausen, Musique Concrète, Gregorianik und Rock eine beeindruckende Synthese ein. Daneben gibt es selbstverständlich viel kommerziellen Schmalz; dazu rechne ich gerade die Popversion von «Freude, schöner Götterfunken». Nach Aussage eines Grammophongeschäfts war übrigens letztes Jahr die «Neunte» in der Originalfassung geradezu ein Verkaufsschlager.

Ty: Die Verwendung exotischer Musik bedeutet doch wohl eine Reverenz vor den verklärt gesehenen fernen Völkern.

R.: Die exotische Sehnsucht tritt im Laufe der Geschichte immer wieder in Perioden ausgeprägter Europamüdigkeit auf, und zwar in bildender Kunst wie in der Musik. Denken wir an Chinoiserien, Turquoiserien, an Gaugin, Nolde und andere, an Debussy und Messiaen, an die Begeisterung für den frühen Jazz in den zwanziger Jahren. Die Beatles haben – als einflußreichste Modeschöpfer der 60er Jahre – ein nordindisches Instrument (Sitar) mitverwendet und sich in Indien selbst in die dortige Musik und ihr Klima vertieft.

Ty: Um in diesem Rahmen schließlich noch auf Frau Stirnimaa zu kommen: Darf man ihren Erfolg vielleicht auch darauf zurückführen, daß nach dem echten oder gespielten Tiefsinn à la Woodstock hier wieder einmal etwas erklang, was ein Lachen bei allen Lebensaltern ermöglichte? Oder ist dieser schweizerische Schlager Symptom helvetischer Trivialität?

R.: Der Erfolg hat verschiedene Gründe, die von Eduard Strübin sehr schön herausgearbeitet worden sind. Wie seinerzeit Arthur Beuls «Swing in Switzerland» rührt das Lied an etwas zutiefst Schweizerisches: Es ist eine Mischung aus feuchtfröhlicher Bodenständigkeit (Jodel, Text) und vorsichtig-neugieriger Weltaufgeschlossenheit (jazziges Violinsolo, Rhythmik). Texte und Melodien dieser Art blühen in einer Männergesellschaft, wie sie sich alle Jahre im Militärdienst verwirklicht. Hier liegt, glaube ich, ein weiterer Grund für den großen Erfolg. Warum aber dehnte sich dieser Erfolg auch auf das Ausland aus? Lokal gefärbte Schlager dieser Art sind heute so große Ausnahmen, daß sie vermutlich gerade mit ihrer kauzigen Provinzialität über alle Grenzen hinweg zum befreienden Lachen reizen.

Uniformstücke als Pop-Bekleidung

Unter diesem Titel sendet uns unser Mitarbeiter Dr. W. Heim ein Inserat aus der NZZ vom 26. November 1970, in dem ein Glarner Geschäft ankündigt: «Kaufe fortwährend gegen sofortige Bezahlung getragene Uniformen», ferner einen kurzen Bericht (mit Bild) aus dem «Vaterland» vom folgenden Tag: «*Mode aus dem Zeughaus.* Getragene Armeemäntel, Tornister, Patronentaschen, Brotsäcke, Gamaschen, Feldflaschen und Armeemützen kommen plötzlich wieder zu Ehren: Wie der Inhaber eines Hemdengeschäftes in Zürich versicherte, stürzen sich haufenweise junge Leute auf solche Militär-Utensilien, die er auf einer Zeughaus-Tour durch die Schweiz zusammenkaufte.»

Dazu bemerkt W. Heim: «Nicht nur alte US-Uniformen sind nun also zur begehrten Pop-Bekleidung geworden, sondern auch die währschaften und plumpen schweizerischen Militärsachen. – Beim letzten Kampf um das ‚Roverschwert' in Winterthur (September 1970) seien, hieß es in Berichten, kaum mehr Pfadi-Uniformen, dagegen häufig popige Aufmachung, u.a. mit Stahlhelmen und anderen Militärartikeln, gesichtet worden. Auch die Studentenverbindungen haben heute Schwierigkeiten mit ihren traditionellen ‚Farben', die mit langen Haaren und kommentwidriger Hippie-Bekleidung oft ein sehr popiges Bild ergeben. – Man glaubt übrigens, da und dort festgestellt zu haben, daß gerade die heftigsten Militärdienstgegner unter den jungen Leuten manchmal amerikanische Uniformstücke tragen. Ist es zur Ironisierung des Militärs und des Krieges, oder soll es ein Symbol dafür sein, dass Kriegswerkzeuge in Friedensausrüstungen umfunktioniert werden sollen, oder handelt es sich bei diesem und jenem auch um eine Art Haß-Liebe?»

Wir meinen, diese Erklärungsversuche dürften wenigstens für die schon einige Jahre zurückliegenden Anfänge der unerwarteten Mode eine Berechtigung behalten, wenn auch Befragungen in Basel (im Rahmen einer Proseminarübung des letzten Winters) sie nicht bestätigt haben. Studenten, welche verschiedene «progressiv» eingestellte Träger von Uniformstücken nach den Motiven befragten, erhielten nämlich nur die Antwort, diese «Tracht» sei modern, praktisch und billig. Kenner der Materie verwiesen auch darauf, daß die Beatles gelegentlich in uniformartiger Aufmachung aufgetreten seien. Stud. phil. D. Pfaff legt in einem schriftlichen Bericht vor, was Verkäuferinnen in zwei einschlägigen Basler Geschäften auf seine Fragen geantwortet haben. Wir halten die Hauptpunkte fest: Der Verkauf amerikanischer Uniformmäntel und -jacken nimmt jeweils mit der Kälte zu; Kunden sind seit langem Bauarbeiter, dank der Zunahme jugendlicher Käufer steigert sich aber der Umsatz von Jahr zu Jahr. Ein Teil der jungen Kundschaft verlangt ausdrücklich die Aufschrift «US ARMY», einige legen auch Wert auf Rang- und Spezialistenabzeichen. Da dieser «Schmuck» von den USA nicht mehr geliefert wird, läßt ihn der eine Ladeninhaber in der Schweiz herstellen! Nach Ansicht der Verkäuferin dient er «zum Plausch». – In Basel sind bisher Uniformen schweizerischer Provenienz viel seltener zu sehen als in Zürich; am häufigsten noch trugen Mädchen im letzten Winter umgefärbte Armeemäntel. Das gegenwärtig grassierende «Verkleidungswesen» schlägt übrigens immer neue Wellen: Ausrangierte schwarze Kondukteur- und rote Zugführertaschen gehören neuerdings zu den popigen Accessoirs. Ty